

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

PLENUM DER AKADEMIE DER KÜNSTE

6. November 2020, Akademie der Künste Berlin

„... die höchste und letzte Freistätte ...“ oder: Akademien als Laboratorien der Aufklärung in Zeiten der Unsicherheit (Vortrag)

Mit der Einladung in ihr Plenum, liebe Jeanine Meerapfel, liebe Damen und Herren, haben sie mir persönlich, aber auch ihrer ganzen Schwesterakademie am Gendarmenmarkt eine außerordentlich große Freude gemacht – denn mindestens von unserer Geschichte her sind wir ja auf das Engste verbunden: Bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts haben wir gemeinsam in einem Marstallgebäude Unter den Linden residiert, das sich heute die Staatsbibliothek und unsere Akademie teilen. Und bis auf den heutigen Tag gibt es Menschen, die gleichzeitig Mitglieder beider Akademien sind, von zwei Akademien in zwei Berliner Häusern, um noch eine Gemeinsamkeit zwischen uns zu nennen. In jungen Jahren in einer vermutlich nicht immer einfachen Wohngemeinschaft verbunden, haben wir uns bis auf den heutigen Tag nie ganz aus den Augen verloren – ich erinnere mich gut an einen Vortrag von Aribert Reimann mit anschließendem Konzert bei einem gemeinsamen Projekt beider Akademien über den Tod, 2003/2004, passenderweise nicht in einem unserer vier Berliner Häuser, sondern in Wien.

Meine Titelformulierung „die höchste und letzte Freistätte“ stammt aus einem berühmten Text, der 1824 auf dem damals uns noch gemeinsamen Dachboden des Akademiegebäudes Unter den Linden aufgefunden wurde. Heutigentags verfügen – wie wir alle wissen – beide Schwesterakademien über wohl geordnete und in normalen Zeiten stark nachgefragte Archive mit bedeutsamen Nachlässen. Damals, 1824, verfügte mindestens die Akademie der Wissenschaften lediglich über einen Dachboden, auf dem die Akten ungeordnet herumflogen. Ein relativ flaches Dach dazu, wenn die Kupferstiche und Fotografien nicht täuschen. 1824 fand man in dem riesigen Haufen ungeordneter Akten fünfzehn Bogen Papier, auf der ersten Seite am linken oberen Rand überschrieben mit „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ und aufgrund der Handschrift eindeutig Wilhelm von Humboldt zuzuordnen. Heute zitiert praktisch jede und jeder, die für Universitäten Verantwortung tragen oder über Universitäten nachdenken (das ist bekanntlich nicht ein und dieselbe Personengruppe) – zitiert also jede und jeder aus beiden Personengruppen aus diesem Text. Beispielsweise die berühmten Sätze, dass man Wissenschaft als „als noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben“ solle und Wissenschaft ein, „noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes“ sei. Nebenbei bemerkt eine in Corona-Zeiten höchst aktuelle und keinesfalls angestaubte Wissenschaftstheorie, wie man an dem sich stetig verändernden Wissen über das krisenauslösende Virus leicht begrifflich machen kann. Der auf dem Dachboden unseres gemeinsamen Gebäudes aufgefundene Text Wilhelm von Humboldts ist seit seiner ersten Veröffentlichung 1903 sicher an die hundertmal gedruckt worden, in der von der Preußischen Akademie herausgegebenen Gesamtausgabe Humboldts, aber auch in einem dicken Bändchen des Leipziger Reclam-Verlages über die Idee der Universität noch zu DDR-Zeiten, in zahllosen Fassungen der sogenannten grauen Literatur, die es nicht zu einer ordentlichen Titelaufnahme in einem der beiden Häuser der heute Deutsche Nationalbibliothek genannten früheren Deutschen Bücherei und Deutschen Bibliothek gebracht hat.

Aus diesem so oft gedruckten und so oft zitierten Text stammt meine Titelzeile, die aus einem Kontext entnommen ist, in dem es um die Unterschiede zwischen der Akademie der Wissenschaften und der Universität geht. Humboldt schreibt da von der Akademie als der höchsten und letzten Freistätte der Wissenschaft und nennt sie „die vom Staate am meisten unabhängige Cooperation“. 1810 geschrieben, also zu Zeiten einer noch nicht durch eine Verfassung gebändigten Monarchie, ist das ein mutiger Satz, selbst wenn im Gefolge von Französischer Revolution und im Zuge des Kampfes gegen Napoleon Freiheit in aller Munde war. Worauf sich damals dieser Satz bezog, gilt auch noch heute: Akademien werden zwar vom Staat finanziert (sie in der Akademie der Künste wie auch wir in der Akademie der Wissenschaften), aber wir wählen uns unsere Mitglieder ganz frei und setzen uns die Themen, mit denen wir uns beschäftigen, ebenso ganz frei. Das Berufungsrecht für die Berliner Universitäten liegt beim Senat von Berlin, unser Berufungsrecht gehört ausschließlich uns selbst und niemand kontrolliert unsere Zuwahlen. Weil wir diese herrliche Freiheit beide als Gründungsgeschenk bekommen haben, ist uns beiden Schwesterakademien die Bewahrung der Freiheit in unserer Gegenwart so wichtig – sie haben vor rund einem Monat am Pariser Platz eine Allianz europäischer Akademien inauguriert, „a transnational collaboration that advocates for the freedom of the arts“ (eine Initiative, der wir herzlich gern beigetreten sind), bei uns am Gendarmenmarkt tagte gestern und heute eine Interdisziplinäre Arbeitsgruppe zur Wissenschaftsfreiheit unter dem schönen, sprachlich nicht unkomplizierten Titel: „Wandel der Universitäten und ihres gesellschaftlichen Umfelds: Folgen für die Wissenschaftsfreiheit?“. Wir sollten diese beiden Initiativen wenigstens einmal für einen Nachmittag in einem unserer vier Häuser zusammenbringen!

Die fünfzehn Bogen Papier vom Dachboden, Humboldts Gutachten „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“, wollten Rettung in einer schweren Krise bringen, in einer existenzbedrohlichen Krise: Napoleon hatte 1806 Berlin erobert und das Museum der Akademie der Wissenschaften nach Paris mitgenommen – die kostbaren Antiken, aber auch die naturwissenschaftlichen Exponate. Und vier Jahre später war das alles an die neu gegründete Universität überwiesen worden, die man als eine Art Universalmuseum mit angeschlossenem Hörsaal bezeichnen kann. Der Zugang zum barocken Senatssaal im neuen Universitätsgebäude Unter den Linden neben der Akademie wurde durch ein riesiges Pottwal-Skelett verstellt. Als Humboldt schrieb, befand sich die Akademie der Wissenschaften in einer existenzbedrohlichen Krise. Die auf Leibniz zurückzuführende Gründungsidee, als Akademie ein *theatrum naturae et artis* zu sein, ein Theater für Wissenschaften und Künste, eine Institution für Theorie und Praxis, mit Sternwarte und Seidenraupenzucht, war verbraucht und guter Rat teuer. Mir geht es heute Abend gar nicht um Details einer Akademiereform vor zweihundert Jahren, sondern um etwas Grundsätzliches, das uns, beide Schwesterakademien, verbindet: Wir mussten uns immer wieder in Krisen neu erfinden, in Zeiten der Unsicherheit, in der Vieles oder sogar alles, was zuvor galt, zerbrochen war. Wir kommen beide aus Katastrophen, kleinen und großen und der schlechterdings unvergleichbaren, einer Urkatastrophe des Zwanzigsten Jahrhunderts, in die unsere Vorgängerinstitutionen tief verwickelt waren. Und nach solchen Katastrophen kam es in der Geschichte unserer Akademien jeweils zu radikalen Reformen, Neudefinitionen der Aufgaben, Revisionen der Satzungen und Umschichtungen in der Mitgliedschaft. Es würde sich lohnen, diese gemeinsamen Züge unserer Geschichte einmal nicht nach dem Narrativ „Phönix aus der Asche“ zu erzählen, sondern nüchtern und ehrlich in den Blick zu nehmen, gemeinsam. Ist die gegenwärtige Krise auch eine Zeit, die uns zu radikalen Reformen, Neudefinitionen der Aufgaben, Revisionen der Satzungen und Umschichtungen in der Mitgliedschaft ermuntern sollte? Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften jedenfalls muss (um nur einen Reformpunkt unter vielen zu nennen) internationaler werden, sie muss ihr Durchschnittsalter senken, wir brauchen viel mehr Frauen und die Diversität könnte auch gesteigert werden.

Ich will aber heute Abend auch nicht über Reformpläne eines neuen Präsidenten sprechen, sondern noch ein wenig erläutern, was ich mit dem Stichwort „Laboratorium der Aufklärung“ meine, mit dem ich meine Akademie beschrieben habe. Im Grunde habe ich das, was ich meine, schon an meinem Beispiel vorgeführt: Das Gutachten Humboldts von unserem gemeinsamen Dachboden ist gar nicht das grundlegende Manifest, als das es immer zitiert wird. Es ist nämlich in Wahrheit ein Konzept, auf Konzeptpapier geschrieben, zur Hälfte abgekniffen für Randbemerkungen, wie ich das noch in meinem ersten Semester gelernt habe. Was Humboldt auf fünfzehn solcher Konzeptpapierbögen geschrieben hat, ist nur der Entwurf für ein Vorwort seines Gutachtens, auf der letzten Seite steht als Überschrift „Von der Akademie“ und exakt da hat der Sektionschef Humboldt aufgehört zu schreiben. Kein großes Manifest deutscher Bildungs- und Wissenschaftstheorie für die Welt, auch nicht die geplante Abschiedsgabe des Sektionschefs, sondern einfach nur ein unfertiges Konzept, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts verwendet, um einen Humboldt-Mythos zu konstruieren. Im Laboratorium der Aufklärung werden Mythen dekonstruiert; so war das im achtzehnten Jahrhundert, als Voltaire und andere Radikalaufklärer durch unsere Akademie wirbelten, so sollte das auch heute sein: Wir dekonstruieren insbesondere die Mythen, die Menschen den Verstand vernebeln und in der Finsternis leben lassen.

Natürlich ist das Wort „Aufklärung“ ebenso wenig unschuldig wie alle anderen Wörter, die im Laufe deutscher Schuldgeschichte verwendet und missbraucht wurden. Mit der französischen Aufklärung ist auf eine komplizierte Weise auch die Guillotine verbunden und wer nicht von der „Dialektik der Aufklärung“ weiß, verharrt in selbstverschuldeter Unmündigkeit. Deswegen ist mir der Begriff „Laboratorium“ so wichtig – wer aufklären will, intendiert ja keine neuen Dogmen, sondern richtet die analytische Schärfe der Kritik erst einmal auf sich selbst und seine eigenen Lieblingsideen.

Ich würde mich von Herzen freuen, wenn wir traditionsreichen Schwesterakademien möglichst oft in den nächsten Monaten und Jahren gemeinsam für Freiheit streiten, das Licht der Aufklärung in die Finsternisse dieser Zeiten tragen könnten – ich würde gern noch einmal mit einem Komponisten, einer Komponistin aus ihren Reihen über Tod nachdenken, in Corona-Zeiten liegt das vielleicht auch näher als sonst, mit Filmschaffenden die unterschiedlichen Sichtweisen auf künstliche Intelligenz austauschen, fragen, ob sie unsere letzte Nobelpreisträgerin und ihre Genschere CRISPR/Cas9 eigentlich auch als Künstlerin wahrnehmen ... um nur einige Ideen zu nennen, was wir gemeinsam tun könnten, aus meiner Sicht jedenfalls. Aber erst einmal danke ich jetzt dafür, dass sie alle mir so geduldig zugehört haben in diesem besonderen Format, in diesen besonderen Zeiten.